

Zeitschrift: Wohnen
Band: 47 (1972)
Heft: 6

Rubrik: Vom Wohnen und Leben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heute ist, wenn etwas mit den Kindern in der Schule nicht gut geht, immer das «System» schuld. Das ist natürlich sehr bequem, weil es uns die Auseinandersetzung mit der eigenen Intelligenz und derjenigen unserer Kinder erspart, die wir öfters viel höher einschätzen, als sie tatsächlich ist. Im allgemeinen kann man sagen, dass es mit der Objektivität sich selber und seinen Nachfahren gegenüber nicht nur auf dem Sektor hapert, aber auf dem auch und zwar häufig ganz gewaltig. Manchmal ist es direkt grotesk, was für kolossale Erwartungen an die schulische Intelligenz des Kindes von Eltern geknüpft werden, die mehr oder weniger knapp durch die Primarschule geschlichen sind und nirgends sonderlich gegläntzt haben. Öppedie wird geltend gemacht, man hätte nicht die Möglichkeit gehabt, die Sekundarschule zu besuchen, weil es weit und breit keine gab.

Im Fall meines Vaters würde das Argument zutreffen. Er wuchs abseits bei den Füchsen und Hasen auf und musste schon als Kind auf dem Feld arbeiten. Fürs Lernen blieb sicher wenig Zeit, und der Unterricht in der Dorfschule wird eher mies gewesen sein. Trotzdem erlernte er einen guten Beruf und bildete sich darin aus eigener Initiative weiter, so dass er sich zu behaupten wusste und als Berufsmann und Bürger geschätzt wurde. Dass er schulisch zu kurz gekommen war, hat er sehr wohl begriffen, und es lag ihm daran, seine beiden Kinder möglichst gut schulen zu lassen.

Die Frau meines Neffen ist die Tochter eines Bäckermeisters. Auch sie musste als Kind im Geschäft mit anpacken, Brot vertragen und beim Reinigen der Backstube helfen. Obwohl sich im Dorf eine Sekundarschule befand, dachte niemand daran, sie dorthin zu schicken; denn dann wäre sie als Arbeitskraft ausgefallen. Ich zweifle keinen Moment daran, dass sie in der Sekundarschule hätte folgen können. Das sieht man den Menschen in einem gewissen Alter an, wie es mit ihrer Intelligenz bestellt ist. Sie leidet immer noch wegen der Primarschule an Minderwertigkeitsgefühlen, wie auch mein Vater sein schulisches Manko nie ganz verwand. Dass ihre Schwiegermutter in dieser schlechtvernarbten Wunde «herumguselt» und ihr vorwirft, sie sei nur eine Primarschülerin gewesen, ist eine Gemeinheit. Sie kennt die Verhältnisse und müsste wissen, dass ihre Schwiegertochter unter den gegebenen Voraussetzungen gar nicht zum

Zuge kommen konnte. Wen kann es wundern, dass die Beziehung zwischen Schwiegermutter, Schwiegertochter und Sohn schwer gestört ist?

Meines Erachtens ist es auch eine Gemeinheit, Gastarbeitern, die weder schreiben noch lesen können, den Analphabetismus vorzuwerfen. Es ist nicht ihre Schuld, wenn sie in einem Landesteil aufwachsen müssen, wo es praktisch keine Schulen gibt, wie zum Beispiel in Süditalien. Und ich finde es mehr als sonderbar, dass die Norditaliener über ihre ungeschulten Mitbürger aus dem Süden die Nase rümpfen. Es ist nicht ihr Verdienst, dass Norditalien wirtschaftlich besser entwickelt ist und ein besseres Schulwesen hat. Die Sizilianer werden kaum, im Durchschnitt betrachtet, unintelligenter sein als andere Leute, aber sie wirken häufig so, schon weil sie nicht einmal ihre eigene Muttersprache richtig beherrschen. Ihr Wortschatz kann dermassen dürftig sein, dass man sie unwillkürlich für schwachbegabt hält. Ihre ärmliche sprachliche Ausdrucksfähigkeit ist bestimmt grösstenteils auf den Mangel an systematischer Schulung zurückzuführen. Während wir uns darauf kaprizieren, ununterbrochen an der Institution der Schule herumzunörgeln, würde man sich vermutlich in Sizilien und in der Türkei die Finger lecken, hätte man dort ein so gut organisiertes Schulwesen wie wir. Womit ich nicht gesagt haben will, dass wir nicht allerhand Mängel zu beheben haben, aber so schlecht, wie die Massenmedien es darstellen, ist es damit nicht bestellt.

Es kann nicht alles, was mit unseren Schatzeln in der Schule nicht klappt, auf das bestehende «System» abgewälzt werden, sonst wäre ja aus uns auch nichts geworden. Tief verwurzelt ist im Volk die Auffassung, dass man mit Geld und gehobener sozialer Position ohne weiteres aus den Kindern Akademiker machen könne. Die Auffassung wird gestützt durch die Massenmedien und die Statistik. Gewiss stammt ein stattlicher Teil der Akademiker von Freierwerbenden, von Akademikern und von gehobenen Beamten ab, aber längst nicht alle. In Schweden hat man sogar die Matura abgeschafft, um die gesellschaftlichen Barrikaden abzubauen und den Zugang zum Universitätsstudium zu erleichtern. An der Zusammensetzung der künftigen Akademiker hat dies kaum etwas geändert, obschon die Schweden die Gesamtschule mit der sogenannten Durchlässigkeit der Klassen schon längere Zeit

eingeführt haben. Das möge jenen, die glauben, in der Gesamtschule die einzig wahre Lösung gefunden zu haben, ins Album geschrieben sein. Was man in Schweden erreicht hat, ist eine Überproduktion an Akademikern, die zum Teil keine passende Stelle finden, was auch unbefriedigend ist. Man grübelt dort daran herum, zur Maturitätsprüfung als Selektionssieb zurückzukehren, um die Zahl der Studenten zu vermindern.

Vor einiger Zeit habe ich an einem Vortragsabend der psychologischen Gesellschaft teilgenommen. Was da zusammengejamert wurde wegen der zu geringen Studentenzahl aus der Arbeiterschaft, hatte auf keiner Kuhhaut Platz. Ich ergriff in der Diskussion das Wort und sagte, die Statistik sei ungenügend. Sie sollte nicht nur die elterliche, sondern auch die grosselterliche Generation einbeziehen, und dann würde man eben noch und noch darauf stossen, dass die letztere in die Kategorie der «kleinen» Leute fällt. Der Vater eines mir bekannten Universitätsprofessors war Schulhausabwart und wahrscheinlich Schlosser oder Schreiner von Beruf. Sein Enkel rangiert in der Statistik als Sohn eines Akademikers. Ein Bekannter von uns, Sohn eines Briefträgers, absolvierte eine kaufmännische Lehre und machte in der Verwaltung Karriere. Er scheint ein tüchtiger Mann zu sein. Beide Söhne haben studiert. Sie stehen in der Statistik als Nachkommen eines gehobenen Beamten. Ein junges Mädchen trug sich als Tochter eines Angestellten ein. Ihr Vater ist Maschinenschlosser in einer Fabrik, aber er schämt sich der Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft und nennt sich Angestellter. Sie wurde Sekundarlehrerin. Die Angabe verfälscht die Statistik ebenfalls. Zum Schluss erwähnte ich noch, ich hätte grad in der «Annabelle» den Bericht einer Frau, die zusammen mit ihrem Mann ein Milchlädeli betreibt, gelesen, in dem sie sich steinerweichend über den Sohn beklagt, der studiert und nun auf seine bescheidenen Eltern herabschaut. Worauf mir der Leiter der akademischen Berufsberatungsstelle allen Ernstes erwiderte, es sei halt eine zusätzliche Belastung, von einem Milchlädeli abzustammen! Ein Kommentar dazu erübrigt sich.

Womit man sich in der Statistik nicht beschäftigt und worüber überhaupt nicht viel gesprochen wird, weil niemand ein Interesse daran hat, sich darüber auszulassen, betrifft die Nachkommen intelligenter Väter, Mütter oder Eltern, deren Kinder in der Schule sehr

Mühe haben, mitzukommen und ab und zu nicht einmal für die Sekundarschule in Frage kommen. Nicht wegen des «Systems», sondern weil sie intelligenzmässig nicht genügen oder charakterlich sehr mühsam sind. Die neueste Theorie lautet dahin, Intelligenz sei nicht angeboren, sondern erlernbar, mit andern Worten, wenn es dort hapert, haben entweder die Eltern oder das «System» versagt. Es drängt sich die Frage auf: «Warum gibt es denn Intelligenzunterschiede bei den Kindern gleicher Eltern?» Dass es solche gibt, ist eine Erfahrungstatsache. Es wäre noch ganz spannend, die Antwort der Theoretiker darauf zu vernehmen. Bis anhin sind sie sie uns schuldig geblieben. Ich könnte genau so viele Fälle wie oben aufzählen, die im Gegensatz dazu schulisch zu keinem Erfolg wurden, obgleich man sich die Beine für das Kind ausriss und alles Mögliche vorkehrte, um es zu fördern.

Ich unterhielt mich mit einer Mutter, die zwei Knaben hat. Der ältere bestand die Übertrittsprüfung in die Sekundarschule sehr gut, der jüngere war so schwach in der Primarschule, dass der Lehrer an die Versetzung in eine Hilfsklasse dachte. Er ist ein sorgfältig betreuter Bub, aber er war ihr schon von klein auf durch dumme Fragen aufgefallen. Aus der Art und Weise, was für Fragen ein Kind stellt, kann man schon einen Schluss auf seine Intelligenz ziehen. Beide Eltern haben eine gute Intelligenz. Eine Hirnschädigung durch eine schwere Geburt, durch eine Krankheit oder einen Unfall liegt nicht vor. Also muss der Intelligenzdefekt angeboren sein. Er besucht jetzt eine Steiner-Schule. Ein anderer Fall: Die älteste Tochter ist Primarlehrerin, der Sohn Architekt ETH, und der Nachzüglerin hat es nicht in die Sekundarschule gelangt. Beide Eltern sind überdurchschnittlich intelligent. Sie schickten das Mädchen in eine Privatschule, aber man täusche sich nicht darüber: Intelligenter wurde es deswegen nicht. Es ist nur eine andere Art der Verpackung nach aussen. Mit Geld sind Intelligenzdefekte nicht zu korrigieren. Man kann sie vielleicht für eine Weile ein wenig besser tarnen, aber auf lange Sicht bestimmt nicht. Die Tochter verrichtet jetzt Routinearbeiten in einem Büro.

Dass Kinder unterschiedlich intelligenter Eltern untereinander in der schulischen Intelligenz differieren können, dürfte meiner Meinung nach nicht erstaunlich sein. Dazu gesellen sich die Erbfaktoren aus der «Ahnengalerie». Nach meiner Erfahrung, die ziemlich gross ist, ist das Optimum an Intelligenz vererbt. Was mit diesem Optimum geschieht, das hängt weitgehend von äusseren Faktoren ab, aber aus Blei kann auch ein Millionär kein Gold machen. Ich habe die verzweifelten Anstrengungen reicher Eltern mitverfolgt, die sich

einbildeten, den Sohn oder die Tochter durch die Schulung in einem teuren Internat zur Matura zu bringen. Wo es an der Intelligenz gebrach, misslang das Experiment. Allerdings unternehmen heutzutage auch weniger bemittelte Eltern ähnliche Experimente, weil sie sich vorstellen, mit Geld sei alles zu erreichen, und müssen in der Folge, besitzt das Kind die Intelligenz nicht, auch zur Kenntnis nehmen, dass dem nicht so ist. Aber allwäg ist ja sowieso nur das «System» daran schuld. Oder die Lehrer.

Barbara

Reise in den Süden

Als der Winter schon seinem Ende entgegensah, stellte sich heraus, dass ich die Hälfte meiner diesjährigen Ferien bereits im Frühling beziehen müsse. Mit ein bisschen Schieben liessen sich die zwei Wochen noch in die Osterferienzeit der Kinder hineinmanövrieren. Das war an sich eine überaus erfreuliche Tatsache.

Allerdings zeigte sich auf der Suche nach einer Ferienwohnung in unserem Südkanton, dass anscheinend recht viele Familien in den Genuss gemeinsamen Urlaubs gekommen waren. Dementsprechend liessen die Ferienwohnungsvermittler erstens die bereits erfolgte vollständige Belegung in den gewünschten Gegenden und zweitens Saisonpreise erkennen. Nun, schliesslich mussten wir uns ja auch nicht ausgerechnet in den Gebieten mit den klangvollsten Namen niederlassen. Also etwas von den Seen abrücken! Aber auch dieses erste Rückzugsgefecht zeitigte keinen Erfolg. Dann also noch ein wenig die Berghänge hinaus. Habe ich wirklich «ein wenig» gesagt? Mein Zeigfinger fuhr ja schon der Höhenkurve von 600 Meter entlang. Ich gebe nochmals hundert Meter dazu. Zwar wohnen wir das ganze Jahr in dieser Höhenlage und kennen die Behauptung auswärtiger Bekannter, bei uns sei es neun Monate Winter und ein Vierteljahr ruch und chalt. Aber auf der Alpensüdseite mit der stetigen Waldbrandgefahr ist das bestimmt eine gänzlich andere Sache.

Schliesslich fand, besichtigte und mietete ich an Ort und Stelle eine komfortable, geräumige und mit einer wohl überflüssigen Zentralheizung ausgestattete Ferienwohnung zu annehmbarem Preis in einer herrlichen Aussichtslage – 830 Meter über Meer und unweit des Berggipfels, auf den sogar eine Bahn fährt.

Begeistert fuhr ich nach Hause zurück, eine Kitteltasche vollgestopft mit Karten und bunten Prospekten, auf denen das Dorf als das mit der längsten Sonnenscheindauer Europas gepriesen

wurde. Was konnte da noch schiefgehen?

Ein paar Wochen später trafen wir am Samstagabend ein: Frau, zwei Töchter, ein Meerschweinchen, drei Koffer. Ich bezahlte den Taxi, der einiges mehr als gewöhnlich kostete, weil der Chauffeur des Regens, Nebels und der kurvenreichen schmalen Strasse wegen nur langsam fahren konnte. Er meinte zwar, ich hätte gut daran getan, ihn als Einheimischen im voraus zu bestellen, denn am Bahnhof gäbe es einige Fahrer, die bei diesem Wetter das Dorf überhaupt nicht gefunden hätten. Das wäre allerdings schade gewesen, weil Dorf und Aussicht sich am nächsten Tag im schönsten Sonnenglanz präsentierten.

Ob ich nicht ein paar Fotos machen wolle, fragte mich meine Frau beim Aperitiv im Garten des einzigen bereits geöffneten Restaurants. Das eile noch keineswegs, bedeutete ich ihr, denn wir hätten zwei volle Ferienwochen vor uns. In der Tat brachte ich denn auch mehrere Bilder nach Hause. Alle sind von Osten gegen Westen aufgenommen. Ich habe sie nämlich alle an jenem frühen Vormittag gegen Ende der zweiten Ferienwoche gemacht, als die Sonne sich in einem kurzen Überblick vergewisserte, dass das von ihr in Europa am meisten bevorzugte Dorf noch da sei. Das triste Grau des Schnees auf den Blüten der Bäume mag sie veranlasst haben, sich gleich wieder ins Wolkenbett zu verziehen.

Wir verschickten Ansichtskarten, von denen im Dorfladen ein reichhaltiges Angebot in Schönwetteraufnahmen vorhanden war. Der Text blieb sich immer etwa gleich: Aufenthalt in herrlicher Gegend, schöne, geräumige Wohnung – leider mangelhafte Heizung, womit über Wetterverhältnis alles gesagt sei. Und damit auch gleich über die Zentralheizung: eine Illusion von Wärme. Zwar berichteten die Zeitungen, dass das Wetter auch zu Hause nicht besser sei. Aber das Wissen, dass dort eine gutgeheizte Genossenschaftswohnung leer stand, während wir vor Kälte schlotterten und zum Aufwärmen zweimal täglich badeten...

Der einheimische Taxifahrer forderte für die Rückfahrt noch einmal etwas mehr, weil sie wegen Regen und Nebel auf der kurvenreichen schmalen Strasse länger dauerte. Kari

se non è vero...

Der Briefträger Jim Hunter in Georgia (USA) war in ständiger Sorge davor, von Farmerhunden gebissen zu werden. Er liess sich in eine hundearme Gegend nach Florida versetzen. Dort biss ihn am ersten Tag eine Klapperschlange.